

(Nachdruck verboten.)

111

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Vielleicht am glücklichsten war des Agenten Mutter. Sie war Zeit ihres Lebens ein unbedeutendes Geschöpf, das des seligen Schweder Tyrannen mit derselben Geduld ertragen hatte, wie jetzt die Herrschaft ihrer Schwägerin. Wenn Albert seine ewigen dummen Streiche gemacht hatte, auf wen anders fiel das zurück als auf sie? Da ihr die Pflicht oblag, den Schweder'schen Haushalt zu führen, so war die Sparsamkeit der Tante Ursache endloser Kämpfe. Petroleum, Fleisch, Kohlen, Seife, Butter, Gänse — alles kaufte sie nach Ansicht der Tante zu theuer. So kam das alte Geschöpf auf schreckliche Schleichwege, trug in das Haushaltsbuch falsche Zahlen ein, bemogelte die Tante beim Geldwechseln und log sich in diesem Haushaltskampfe um ihrer Seele Seligkeit. Da die Tante in Rücksicht auf das Magazin sehr elegant gekleidet ging, natürlich in Schwarz, so waren ihre abgelegten Kleider für die Schwägerin noch recht wohl zu gebrauchen. Aber Leute, die stets anderer Menschen Kostüme zu Ende tragen, pflegen nie recht auf festen Füßen zu stehen, werden mit der Zeit schlampig und nachlässig und haben am Leben keine Freude.

Nun träumte die alte Person von Albert's Reichthum, segnete abends im Bett ihren lieben Jungen und die wundervolle Erfindung der Knetletpiele und sah sich in Traume in einem neuen Kleide spazieren gehen; bald war es blau, bald roth, bald schottisch bunt, nur nie schwarz. Das alte verkrumpte Gesicht lächelte dabei so glücklich wie seit vielen Jahren nicht.

Zwei Tage später kam die traurige Depesche, deren Ankunft jeder verständige Leser bereits vorausgesehen hat: „Unglaubliches Unglück. Zwanzigmal Roth hintereinander. Bitte umgehend zweitausend Francs. Noch alles leicht wiederzugewinnen. Die zweitausend erbitte telegraphisch. Grüße. Albert.“

Als diese schauerliche Nachricht eintraf, befand sich die Tante gerade im Magazin, wo Elschen Brandenburg, deren gute Mama gestern gestorben war, reizende schwarze Kleidchen anprobirt wurden. Die Kleine sah darin sehr niedlich aus, drehte sich vor dem großen schwarz eingerahten Spiegel wie ein Bachstelzchen und brachte durch ihr komisches Wesen die Gouvernante und sämtliche Ladenfräulein in die munterste Stimmung. Sogar die Tante lächelte milde. Auch die arme Mama hätte vielleicht gelächelt, wenn sie ihr blondes Töchterchen in der Mäskerade von Schwarz hätte sehen können, aber andererseits hätte ihr Elschens Spasshaftigkeit doch wohl einen Stich ins Herz gegeben. Es war ein recht wehmüthiger Scherz.

Jetzt erschien eilenden Laufes das ewig abgehegte Zettchen, ein hier bereits mehrfach zitiertes Waisenkind, das im Magazin mit Kleideranklopfen, geistlichen Büchern, mäßiger Nahrung und häufigen Knüffen als Lehrling herangebildet wurde. Sie war der niedlichste und munterste Wackfisch von sechszehn Jahren, den man sich nur denken konnte; da aber sämtliche weibliche Angehörige und Zugehörige des Magazins wesentlich älter waren und durchweg auch häßlicher, so führte Zettchen seit zwei Jahren ein wenig beneidenswerthes Leben. Da sie ferner nicht alle Knüffe ruhig hinnahm, so galt sie als undankbar und boshaft, und in der That machte es dem jungen Wesen Spaß, wenn einer ihrer Peinigerinnen ein Aergerniß widerfuhr.

Sie meldete also athemlos, daß eine neue Depesche da sei, daß der Herr Kandidat weine und Frau Schweder in Ohnmacht liege, die Tante möchte sofort heraufkommen. Dabei leuchtete ihr das Vergnügen so deutlich aus den Augen, daß die unglückliche Tante nur durch die Heiligkeit des Ortes und die Anwesenheit von Elschen Brandenburg an einer exemplarischen Bückigung dieses schadenfrohen Geschöpfes sich verbündert sah.

Sie schritt würdevoll hinaus, setzte sich auf dem langen Korridor in Trab und hatte eine Minute später die vernichtende Depesche gelesen.

Der Kandidat und seine arme Mutter waren sich über die Situation durchaus klar. Dem Faß mußte mit dieser Katastrophe der Boden ausge schlagen sein, und das Trauer-

magazin würde schon aus Selbsterhaltungsgründen jede weitere Unterstützung der drei armen Verwandten abschneiden. Wenigstens hatte die Tante selbst ausdrücklich und wiederholt diese furchtbare Zukunft ihren drei Pfleglingen prophezeit. Ein von Christian zertrümmertes Weinglas oder eine von der Schwägerin besonders miserabel gekochte Suppe brachten es oft dahin, daß die jungfräuliche Tante ihren Wohlthaten ein Ende machen zu wollen erklarte, und da der Kandidat und seine Mutter mithin beständig auf einem Vulkan saßen (der Ausdruck „tanzen“ wäre nicht angebracht), so waren beider Nerven in ewiger Angst so gut wie zerrüttet.

Die Tante ging jetzt im Zimmer auf und ab und sagte vielleicht fünf und zwanzig Minuten lang kein Wort. Bisweilen seufzte sie oder stöhnte unterdrückt, und sie hatte einige halbblatte unartikulirte Laute zur Verfügung, die dem Kandidaten und Frau Schweder jedesmal durch Mark und Bein gingen. Sie trat auch wohl gelegentlich nahe vor die beiden, that als wollte sie sprechen, drehte aber wieder um und setzte ihre Käfigpromenade fort. Kurz und gut, sie brachte es mit dieser Methode dahin, daß ihre Schwägerin nach einiger Zeit in dem schauerlichen Schweigen von neuem ohnmächtig wurde. Das war man aber an dieser halt- und energielosen Dame bereits so sehr gewöhnt, daß die Tante das nicht weiter beachtete.

Allem Staunen setzte es die Krone auf, als die Tante nicht mit einem Zornausbruch das Schweigen endete, sondern mit der einfachen Frage, wann und in welcher Zeit die Reise nach Nizza zu machen sei.

Die Tante auf Reisen — undenkbar! Erkner, Potsdam, Rathenow und Lübbenau waren bisher die Endpunkte ihrer wenigen Eisenbahnfahrten gewesen, vier Dreischaften, die von der Reichshauptstadt nicht sehr weit entfernt sind. Die Tante nach Nizza, in ein fremdes Land, Nächte und Tage unterwegs, — unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte dieser Gedanke fast komisch gewirkt, jetzt erregte er Grauen. Außerdem wer sollte sie begleiten? Denn daß die Tante allein Nizza nie finden würde, war mehr als gewiß. Ferner ihr Rheuma, die Wärmflasche, die gebratenen Äpfel und das Warmbier mitten in der Nacht! Konnten fremde und täglich wechselnde Frisuren die Tante's spärlichen Haarwuchs in Zettchen's wirklich künstlerischer Manier arrangieren? Wer würde ihr die Schuhe anziehen, wenn das Rheuma im rechten Arm wieder kommen sollte? Ferner der Zoll an der Grenze mit Kofferauspacken und riesiger Heze? Dann Nizza, die französische Sprache und die vielen Ganner! Nein, es war unmöglich.

Und die Tante that es doch. Das ganze Magazin kam in Aufregung, und maßlos war die Ueberraschung, als es zum ersten Male hieß, Zettchen werde wahrscheinlich als Reisebegleiterin befohlen werden. Zettchen auf Reisen, in der Schweiz, in Nizza, in Hotels — den Damen im Magazin schwindelte.

Am Abend vor der Abreise — am dritten Tage nach der Unglücksdepesche — war die Tante in selbstsam feierlicher Stimmung. Von Albert und ihrem Ingrim auf diesen gewissenlosen Agenten sprach sie kein Wort. Mit ihrer Schwägerin redete sie liebevoll oder wenigstens gütig wie nie, und als Christian einen letzten Versuch machte, sie von dieser Reise abzubringen, lächelte sie schwach. Sie hatte sogar Todesahnungen und vermuthete, daß sie nicht lebend zurückkommen würde. Die nächstliegende Frage, weshalb überhaupt denn eigentlich diese Reise vor sich gehen sollte oder müsse, wurde allerseits schon vermieden. Vielleicht weil sie Albert zurückholen und retten wollte, wahrscheinlicher in dem Wunsche, die verlorenen zweitausend Mark zurückzugewinnen, am allerwahrscheinlichsten aber, weil sie in unmäßiger Weise vom Spielteufel besessen war. Die alte Dame hatte Zeit ihres Lebens in Sachen der Leidenschaften wenig kennen gelernt. Die Liebe mit allen Seligkeiten war ihr ein verschlossenes Buch geblieben, Bier, Wein und Spirituosen liebte sie nicht; so hatte sich in ihrem Leidenschaftsmagazin eine Fülle ungebrauchter Explosionsstoffe angehäuft, die jetzt bei der kräftigen Anregung durch des Agenten Nizzaer Feldzug zur Entladung drängten. Wie eine Flamme nach langem, verborgenem Glimmen plötzlich mit elementarer Gewalt hervorbricht, so ist es mit einer veripäteten Leidenschaft, und wenn das Alter der be-

treffenden Person mit der Stärke der Erregung fast komisch kontrastiert, so mag man sich erinnern, daß der Ausbruch scheinbar längst erloschener Krater zerstörende Schwalten mit sich bringt.

Mührend war es, wie der Kandidat und seine Mutter auf Zettchen mit Ermahnungen einzuwirken suchten: wie sie die Laute hüten und pflegen, alle Details beobachten und unter allen Umständen sich anständig benehmen solle. Alles das versprach Zettchen feierlich. Sie trug ein neues graues Kleid, eine kleine schwarze Winterjacke und hohelegante Knöpfstiefel. So sah sie eigentlich feiner aus als die Tante, was diese auch — nicht ohne Mißfallen — sogleich bemerkte. Natürlich sollte die Tante zweiter Klasse fahren und Zettchen dritter; auf dem Bahnhofe aber stellte es sich heraus, daß der Kurierzug nur für noble Leute berechnet war und mit der gemeinen dritten Klasse sich nicht befaßte. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Arme Schutzleute! Was haben sie zu leiden! Wer die Wigblätter der jüngsten Tage zur Hand genommen hat, mußte erkennen, wie sie von Mänschen gepöbeln werden. Das war doch sonst anders. Was wußte man sonst für freundliche Bildchen zu malen? Da war der Schuhmann der liebe Onkel, der das Kind, das heulend an der Straßenecke stand, oder im Biergartentrübel der Hasenbaude seine Eltern verlor, sorgsam behütete und allerlei Zeichen von Zart-sinn aufwies. Bald liebt man die Schönsfärberei, bald das gallige Wesen. Es trifft die Sache nicht.

Der Pfahlbürger freut sich innerlich mit seinem Wigblatt. Sein augenblicklicher Erregungszustand ist befriedigt. Er schmunzelt zu den Hänseleien und, ist er besonders gut aufgelegt, so sagt er: Die haben den Blauen einmal gehörig die Wahrheit gezeigt. Ist die Erregung verflogen, so ist der Wigblatt-Kummel und alle papierne Entrüstung vergessen, und gemeinlich bleibt es beim alten.

Als ob die einzelnen Irthümer und Ueberhebungen, die nacheinander bekannt wurden, die Hauptursache wären! Der preussische Subalternbeamte ist im allgemeinen zu sehr ans Kommando gewöhnt als daß man ihm eine übergroße Verantwortung für das, was er begeht, aufzuden sollte. Neulich habe ich ein Geschichtchen von einem englischen Konstabler gehört. An einer belebten Straßeneckung zu London wird eine Radfahrerin vom Policeman angehalten. Es war in den Abendstunden, die Radfahrerin hatte nicht, wie die Vorschrift gebietet, Licht angezündet. Die Dame konnte sich nicht legitimieren, meinte aber, sie hätte die Vorschrift erfüllt, das Licht müsse eben, als sie um die Ecke bog, ausgegangen sein. Der Konstabler befahl die das Glas der Laterne, sah, daß es noch erhitzt sei, steckte Licht an und ließ die Dame unbehindert weiter fahren. Das war ein höchst einfaches Auskunftsmittel und sparte beiden Theilen unnütze Scheereereien. Bei uns hätte der Schuhmann im gegebenen Falle vielleicht nicht das Maß von Selbständigkeit bewiesen, sondern sich strikte an den Buchstaben der Vorschrift gehalten. Das Licht brannte nicht, Strafe muß also sein.

Wenn die Satire unserer Wigblätter, die freilich bei dem gegenwärtigen Verfolgungssystem einen harten Stand haben, schärfer zupacken wollte, sie müßte ihre Pfeile gegen ganz andere Stellen abschellen. Man braucht kein besonders tiefer Beobachter zu sein, um zu erkennen, wie rasch und leicht der Subalternbeamte bei uns im Unteroffiziersgeist einlekt. Bei uns und überall da, wo das gleiche militaristische Beispiel anzuziehen ist. Jeder von uns hat es erlebt, wie auf eine Oedre hin die Schuhmannschaft bei großen Straßenaufzügen, bei Festgebräuchen, durch die Menschenansammlungen bedingt sind, ihren Ton zu ändern vermag. Ein geradezu klassisches Beispiel konnte man jüngst bei den Wiener Straßenaufzügen aus Anlaß der parlamentarischen Unruhen beobachten. Am Sonnabend waren die Demonstranten noch eine Kolle mißvergünstigter Burschen, denen man barock den Herren zeigen mußte; und als am Sonntag der Günstling Graf Baden gestürzt war, da trat dieselbe Schuhmannschaft unter die beunruhigte Menge und sprach, wie eben der gute Onkel zu sprechen pflegt: Aber bitte, meine Herrschaften, beruhigen Sie sich doch, der Herr Graf sind entlassen! Die Schuhmannschaft schwentte aufs Wort ein.

Die Agitation darf darum nicht ins Stocken gerathen und nicht den Groll gegen einzelne Subalternbeamte in den Vordergrund schieben, statt den Kern der Dinge zu treffen. Es ist ein bequemes Schlagwort ausgegeben worden: Schutz gegen die Schutzleute. Bei diesem Schlagwort läßt sich nur verdammt wenig denken. Es riecht ein wenig nach thörichtem Blaufüller. Abwehr braucht man, schroffe Abwehr gegen den Geist, der nicht in der oder jener Person verkörpert ist, der vielmehr im allgemeinen betont: Ihr müßt enere Autorität wahren, Schneidigkeit beobachten in allen Fällen. Dadurch werden die Gemüther subalternen Beamten verwirrt. Man kann in einer großen Körperschaft nicht von jedem Einzelnen Feingefühl oder stark entwickelten natürlichen Takt erwarten. Um so eindringlicher muß es eingepreßt werden, daß der uniformirte Subalternbeamte nicht in den Gedanken versalle, das Publikum sei eben nur „Zivil“ in der Bedeutung, wie man's im Militärleben aufzufassen liebt. Der Schuhmann, der die Frau im Nachtleibe vom Hausthor weg zur Wache

zerre, war gewiß nicht der intelligenteste Mann. Das Nachtgefühl hatte ihn berauscht. Im übrigen zog er nur äußerste Folgerungen: Was, Frau, du wagst zu widersprechen? Mir, dem Uniformirten? Nun muß ich dir erst recht zeigen, was Autorität ist. Er dachte vielleicht insgeheim, eine Belobigung für besondere Schneidigkeit erwarten zu dürfen.

Bei allen Madestichen, die die Wigblätter ertheilen, bei allen pathetischen Dellamationen: Schutz gegen die Schutzleute, bei aller bürgerlichen Empörung über die bösen Dinge, die den anständigen Frauen auf der Straße passiren können, wird man die Empfindung nicht los: All der aufgehäuften Mergel entläßt sich, weil selbst die sonst sorgsam behüteten Frauen arg verkehrt werden können. In dem Brief an den Vater von Fränlein Köppen, der jetzt im Wortlaut veröffentlicht ist, wird darüber gesprochen, wie über Unbequemlichkeiten, denen eben jeder Mensch ausgesetzt ist. Eine Denunziation ist erfolgt, man ist verdächtigt, man wird fittirt. Das ist ein Fatum, Kismet sagen die Orientalen. Zu prüfen hat der Subalterne nicht. An individuelle Ausübung ist er nicht gewöhnt. Das strenge Reglement ist sein Gesetz.

Dazu kommt, um auf das Thema „Frau“ zurückzukehren, die starr reglementirte, durchaus männliche (nicht männliche) Erziehung. Jede Unregelmäßigkeit, jede Auffälligkeit allein macht verdächtig; und wo erst der Verdacht rege geworden, ist der Verfolgungseifer schon erwacht. Vor wenigen Jahren kam hier in Berlin der Fall vor, daß zwei ausländische Damen, die bei Tage in ein Café gegangen waren und zwar ohne Herrenbegleitung, vom Oberkellner schmähslich hinausgeworfen wurden. Die eine verfiel in einen Weintrampf. Die Frauen trugen sich vielleicht etwas auffälliger, als es in Berlin, wo man dunkle Farben vorzieht, bei Straßentouletten üblich ist. Das war ungewohnt, das war verdächtig; also regte sich beim Kellner die Bulldoggenmanier. Derselbe Cafétier, der vielleicht bei Nacht mit den Prostituirten ergiebige Geschäfte macht, glaubte, sittlich entrüstet sein zu müssen. Es stellte sich heraus, daß anständige Frauen, die nachher ihr Abenteuer in ausländische Zeitungen veröffentlichten, beleidigt wurden; also viel Bedauern. Wenn es aber nicht zufällig wohlthürte Frauen aus angeesehenen Familien gewesen wären? Die Antwort ist immer ein Achselzucken. Oder der Stumpfsinn antwortet: die „Frau“ darf eben nicht den Schatten eines Verdachtes aufkommen lassen. Und schon im Hamlet sagt der Dänenprinz zu Ophelien: Sei weiß wie Schnee und du wirst der Verklümdung nicht entgehen.

Da schließt sich denn unheilvoll ein Glied ans andere. Verdacht, Verfolgungseifer greifen ineinander und die männliche Gedankenweise bringt erst ihr Opfer zu Falle, um sie dann im Herrenstolz grausam verachten zu dürfen. An den inneren Zusammenhang der Behandlung Verdächtiger mit der Behandlung der „überführten Prostitution“ denkt man nicht allzu oft; und die heute so heldenmüthig ihr „Schutz gegen die Schutzleute“ in die Lüfte schreien, weil einige anständige Frauen schlimm angefaßt wurden, haben sich fast nie noch darüber entrüstet, wie die Vogelfreien des weiblichen Geschlechtes in den bösesten Mann gethan sind. Nun ja, wo eine lex Heinze gegen die Sünde wüthet, wo sich geistliche Inquisitoren finden, die im Zeitungsblatt nachspüren, ob nicht darin von zweierlei Geschlechtern die Rede sei: da darf man sich nicht wundern, daß dieselbe Gesellichkeit, die ihre Frauen fallen ließ, die eigenen Opfer mit Dornenruthen schlägt. Was man wie stinend Vieh behandelt, muß zum Schluß ausarten. Das ist so richtig, wie das Einmaleins; gefegmäßig, wie Ursache und Wirkung. Sachkennner behaupten dann freilich: In Berlin ist das weibliche Lumpenproletariat sammt seinem männlichen Anhang eben wüster, rüder und rauher, als anderswo. Beobachtungen hierüber können niemals ganz allgemeine Bedeutung haben. Unglück und Fall üben fast überall auf die Dauer dieselben seelischen Wirkungen auf die Verlorenen. Wenn manches bei uns äußerlich frecher und gewalthätiger erscheint, so erket man eben, was man ausgefaßt hat. In den Nachtbörsen für Weiberfleisch, in einer Anzahl von Grand-Restaurants, in denen gewiß nur Menschen mit gefülltem Geldbeutel verkehren können, herrscht ein ungeheurerlicher Ton. Moralische Prügel kommen zu den weiblichen Schlägen; und hat sich eine Unselige gegen irgend einen Paragraphen vergangen, da wird sie erst vollends wie „ein Stück“ behandelt, das aus den Reihen der Menschheit gestrichen ist. „Das Stück“, das ist nämlich solch männlicher Lieblingsausdruck für das „gefallene Weib“.

In wenigen Tagen kommt die bekannteste Chansonfängerin von Paris, Frau Yvette Guilbert, nach Berlin. Auf ihrem Repertoire stehen Chansons, die, überaus frech und launig zugleich, auch vom Lumpenproletariat zu erzählen wissen; von seiner dreifachen Eigenschaft, wie von seinem Jammer. Die Leute, die für Frau Yvette solche Liedchen verfassen, könnten bei uns noch so manches zu dem Thema „Umgang mit dem Stück“ zulernen. Frau Yvette könnte manche Strophen noch zu ihren Chansons fügen, von jenem Pykismus voll, bei dem das Herz sich zusammenkrampft, mit dem Kehreim: Gefallen, vogelfrei, zum Haß geworfen. Alpha.

Kleines Feuilleton.

h. d. Das erwachende Berlin. An der Weichbildgrenze. Großstadt und Dorf umarmen sich hier. Doch die Liebe der Großstadt ist eine tödliche Liebe: Die Großstadt verschlingt das Dorf. Und die alten Baracken scheinen zu zittern in dem

flackernden, dürftigen Schein der wenigen Gaslaternen, die den Weg nach der Stadt weisen, scheinen zu zittern vor Furcht, daß die großen Häuser sie erdrücken.

Auf dem holperigen Straßenpflaster kommen zwei trübe Lichter angewandelt. Eine Droschke rortert heran. Der Kutscher steigt ab, schiebt das schadhafte Thor des zerbrochenen Zaunes auf, und das steiferbige, göttliche Pferd folgt ihm ohne einen Zuck auf den Hof. Er schließt das Thor. Alles liegt einsam und todt. Die niedrigen Häuser scheinen sich wieder angstvoll zu ducken.

Da leuchtet hinter einzelnen Fenstern Licht auf. Schatten laufen über die Vorhänge. Nicht lange dauert es, und hier und da huscht eine Frau in schleppenden Pantoffeln, über die ungelämmten Haare ein Tuch geworfen, mit schläfrigem Gesicht an den Häusern hin. Bald darauf treten Männer heraus. In den Händen halten sie kleine Päckchen und einzelne schlentern auch Blechtannen im Takt des Schreitens: das ist ihre Mahlzeit für den ganzen Tag. Wenn es dunkel ist, kommen sie heim, und wenn noch nichts vom jungen Tag mit seinem frischaustrahlenden Sonnenauge zu sehen ist, gehen sie fort.

Langsam klettert die Dämmerung die nächtliche Decke von der Erde. Die ersten Lichtstrahlen unzitern die Häuser, die dazwischen liegenden Bauplätze und verwahrlosten Felder. Durch die schwarzen Zweige der blattlosen Akazien dringen sie und malen deren Schatten über den Urath, der auf die wüsten Plätze geworfen ist. Da liegt ein alter Schuh zwischen verregnetem Papier, weiterhin ragt der zerbrochene Hals einer Weinflasche aus einem Aschenhaufen.

Auf dem Hof, in den die Droschke eingefahren ist, kräht ein Hahn. Pferdehufe trappen, Ketten klirren. Die Thür wird aufgehojen. Ein Nachwagen raffelt heraus und nach der Stadt, die im Morgendunst wie ein Gebirge aufragt. Die einzelnen neuen Häuser liegen wie mächtige Findlinge als Ankünder des Gebirges vor ihm zerstreut.

Auf dem Platz gegenüber dem Fuhrhofe sammeln sich mehrere Männer. Sie ziehen trotz der feuchten Kälte ihren Ueberrock aus und fangen an, in den wüsten, dünnen Boden Löcher zu graben. Es ist noch nicht einmal hell. Bald wird auch hier ein neuer Hausriefe aus der Erde wachsen. —

t. Wie lange wirst Du leben? Ueber die Frage, wovon die Lebensdauer des Menschen speziell abhängt und ob man dieselbe bei einem gesunden Menschen annähernd voraussagen kann, hat A. Hägler in Basel neulich ein interessantes Büchlein veröffentlicht. Zunächst kommen für die Bestimmung der Lebensdauer beim einzelnen Menschen in betracht die angeborenen Eigenschaften, die durch die Vererbung bestimmt werden, ferner die des Lebensalters, des Geschlechtes und des allgemeinen Körperbefindens, andererseits sind aber sehr wichtige auch die täglich zu überwindenden Widerstände wie die Einflüsse der Arbeit, der Ernährung und Lebensweise, des Wohnortes, die gesellschaftlichen und Vermögensverhältnisse, sowie seelische Zustände. Für den gesunden Menschen beträgt die durchschnittlich mögliche Lebensdauer etwa 80 bis 84 Jahre, aber diese Zahl schwankt nach Klima, Wohlstand und Wohnort bedeutend. In Europa z. B. hat man in Norwegen und England die meiste Aussicht auf ein so hohes Alter. In Deutschland und der Schweiz weniger, aber noch immerhin mehr als in Oesterreich. Von den Jahreszeiten ist der Winter dem Greisenalter am gefährlichsten, der Sommer dem Kindesalter, auf der Höhe des Lebens gleichen sich die Einflüsse der Jahreszeiten aus. Die Frauen haben im allgemeinen eine längere Lebensdauer als die Männer, nach der preussischen Sterblichkeitstabelle sind von 1000 gleichzeitig geborenen Knaben nach 50 Jahren noch 403 am Leben, von 1000 Mädchen dagegen 441. Die männliche Sterblichkeit überwiegt am bedeutendsten während und besonders in den ersten Jahren nach der Geburt. Der Erblichkeit ist eine hohe Bedeutung für die Prophezeiung des Lebensalters beizumessen; wenn beide Eltern alt geworden sind, so darf man auch dem Kinde ein hohes Alter voraussagen. Auch das Alter der Eltern bei der Geburt des Kindes ist von hoher Wichtigkeit; am gefährlichsten sind die Kinder, wenn der Vater bei der Geburt zwischen 25 und 45 und die Mutter bis zu 35 Jahre alt war. Nach Brehmer nimmt selbst bei gesunden Eltern vom sechsten Kinde an die Veranlagung zur Schwindsucht bedeutend zu. Die äußere Erscheinung und das Körpergewicht, ebenso das Aussehen und die Farbe des Gesichtes sind wichtig zur Voraussage der Lebensdauer. Die Bedeutung von Haut und Hautfarbe sind noch nicht genau bekannt, aber wir wissen doch, daß Albinos und rothhaarige Menschen weniger lange leben als andere. Die Unterschiede von Wohnort und Klima sind sehr bedeutend, man braucht nur zu vergleichen, daß in England in den Städten durchschnittlich von 51 Einwohnern 1 stirbt, in Bombay dagegen jeder zwanzigste. Beschäftigung und Beruf sind ebenfalls von hoher Bedeutung. Wohlstand läßt eine längere Lebensdauer vermuthen; für Berlin ist es eine Thatsache, daß von den Reichen die Hälfte das fünfzigste Jahr überlebt, von den Armen die Hälfte nur das dreißigste. Vorhandensein oder Fehlen von Alkohol- und Tabakmißbrauch wird sich natürlich ebenfalls in der Länge des Lebens erkennen machen. Auch das Interesse, das der einzelne Mensch am Leben nimmt, wirkt verlängend oder verkürzend auf dasselbe, große Pläne und Lebensaufgaben sind mächtige Spannkraft für die Länge des Lebens; es ist bekannt, daß der Mensch, der sich von seiner gewohnten Beschäftigung zur Ruhe setzt, nicht mehr lange zu leben pflegt. Stirbt von zwei alten Eheleuten einer, so folgt der andere auch bald nach. —

Literarisches.

J. Georg Freiherr von Ompteda: „Der Zeremonienmeister“. Berlin 1898. F. Fontane u. Co. — Ompteda ist unter den jungen Berliner Literaten einer der fleißigsten. Jedes Jahr bringt ein oder zwei Novitäten aus seiner Feder, die sich zugleich mit ihrem Erscheinen auch die Gunst des Publikums erobern. „Der Zeremonienmeister“ ist eine etwas zu breit angelegte, jedoch flott geschriebene Erzählung, die uns in die intimen Kreise der „feinsten“ Dresdener Gesellschaft einführt. Es sind bunte Szenen voll von hohlen, lächerlichen Menschen, die jedoch einen wahren und ungekünstelten Eindruck machen. Ompteda kennt diese Gesellschaftskreise, in denen er selbst früher gelebt und die er uns unvergleichlich in „Unser Regiment“ geschildert hat. Wenn auch das Buch kein Meisterwerk zu nennen ist, so dürfte es doch entschieden zu den besseren unserer modernen Literaturerzeugnisse zählen. —

Theater.

— Paul Schlenker ist zum Direktor des Wiener Burgtheaters ernannt worden und tritt am 1. Februar sein neues Amt an. —

Musik.

— er — Konzerte und Theater. Das sechste philharmonische Konzert brachte als Hauptwerk des Abends die H-moll-(Pathetique)-Symphonie von Tschairowski, deren Mannigfaltigkeit des musikalischen Ausdrucks, deren scharfe Kontraste und geradezu dramatisch pulsirendes Leben wieder das lebendigste Interesse hervorriefen. Der Solist des Abends war d'Albert, eine fertige abgeschlossene Künstlererscheinung. Er spielte Beethoven's G-dur-Klavierkonzert mit der poetischen Sorgfalt und warmen Größe, welche dieses, die Amnuth selbst auslösenden Werkes würdig sind. Den Anfang bildete die durch Gedanken und rhythmischen Schwung gleich erfreuende Ouvertüre zu Schumann's todter Oper „Genesiva“, den Schluß Bizet's „Totentanz“, ein Paradestück raffinierter, kalter Virtuosität ohne jede Spur weishevoller Stimmung für den cantus firmus „Dies irae“. — In einem Konzert, welches nur Vorträge für zwei Klaviere brachte, führte Herr Nisler seinen Pariser Kollegen Cortot sehr vortheilhaft hier ein. Besonders in den Variationen von Wilhelm Berger, einem Werke, das aus einem einfachen Thema die überraschendsten und geistvollsten Wendungen holt, und in drei kleinen pikanten und harmonisch-wichtigen Walzern von Chabrier kamen neben Nisler die Vorzüge Cortot's zum Vorschein, die er in einem eigenen Konzerte als effektvoller und doch nicht künftelnder Chopinpieler noch klarer aufleuchten ließ. — Herr Bianna da Motta ist eine schmächtige Erscheinung, der man kaum die monumentale Art ihres Klavierspiels zutraute. Die an Umfang der Technik und Kraft des Anschlags die höchsten Anforderungen stellende Es-dur-Fuge sammt Präludium von Seb. Bach in der Bearbeitung von Busoni spielte er mit glücklichem Bewußtsein eines seltenen Könnens und gehobenem Ausdruck. — Ein neues Streichquartett unter Führung des Prof. Waldemar Meyer, das mit den billigsten Eintrittspreisen in dankenswerdiger Weise Kammermusik popularisieren will, führte sich günstig ein. Mozart, Bach, Beethoven bildeten das erste Programm, das in gut musikalischer Weise erledigt wurde. Die Herren spielen bloß an Sonntagen von 3–5 Uhr, kaum die richtige Zeit für die Erfüllung der löblichen Absicht. — Für ein historisch-italienisches Konzert des Herrn Emilio Pente (Violine) und Olga Vandero (Sopran) brachte der Geschmack unseres modern nervösen Publikums nicht genügende Theilnahme auf. Tartini, Marcella, Scarlatti, Stradella, Cesti — es hängt an diesen Namen gewiß viel Schöne, aber noch mehr verstaubte Klassizität, für deren Geist uns die Nerven fehlen. Herr Pente ist ein fein nuancierender Violinist, dem man die Bewältigung bedeutenderer Aufgaben zutraut, Fr. Vandero's Sopran dagegen ist verblüht und hat nichts behalten als etwas Schöne. — Gute Freunde sollen Herrn Dr. Friß Prelinger gerathen haben, seine stimmunglichen Werthe für den Konzertsaal, sogar für die Bühne ausbilden zu lassen. Diese guten, eifervollen und so schlecht berathenen Freunde! Der Gegenstand ihrer Sympathien und Hoffnungen besitzt eine Rache, heiser umschleierte Halbtenorstimme von einer geradezu peinlichen Empfindungsleere. Vieder von Schubert, Brahms und Jensen verloren in solchem Munde jeden poetischen Gehalt und verbreiteten die Langeweile einer unerbittlichen Klang- und Gefühlsmonotonie. — Als ein vollendeter Gesangskünstler und glänzender Stimmkräftiger wurde der Londoner Baritonist D. Ffrangcon Davies mit außerordentlichem Beifalle ausgezeichnet. Er sang Sachsen's Monolog aus Wagner's „Meistersingern“, eine Arie aus Sullivan's „Ivanhoe“ und Wotan's Abschied und Feuerzauber aus der „Walküre“ mit gesunder Naturwüchsigkeit und dabei echt künstlerischer Naturgestaltung. —

Im Thalia-Theater hat Herr Bötel aus Hamburg wieder einmal den Marico, den Fra Diavolo und Postillon so falsch, so geistlos und baar jedes künstlerischen Anstandes gesungen, wie nur je zuvor. Nicht der talentloseste Konservatorist würde so Rezitative singen, Prosa sprechen und so jedes Intonationsgebot höhnisch mißachten, wie es dem Hamburger „star“ beliebt. —

Erziehung und Unterricht.

— Lesen des Fahrplanes. Die Ludwigsburger Bezirks-Schulversammlung des Jahres 1897 hat in dem

von ihr entworfenen Lehrplan für die Fortbildungsschulen des Bezirks unter anderem verlangt, daß in der Geographie das Lesen des Fahrplans geübt werden soll. Auch im Tübinger Bezirk wurde schon über die Frage gesprochen und in einer Lehrprobe gezeigt, wie die Schüler in das Verständniß des Fahrplans einzuführen sind. —

Aus dem Thierleben.

— Mageninhalt der Krähen. Professor G. Röhrig in Königsberg stellt seit einem Jahre Untersuchungen über den wirtschaftlichen Werth der Krähen an. Wir haben über diese Untersuchungen schon einmal im vergangenen Jahre berichtet; jetzt liegen ausführlichere Mittheilungen vor. Professor Röhrig hat im ersten Jahre insgesammt 1080 Krähen auf ihren Mageninhalt untersucht, um die Art der von ihnen bevorzugten und aufgenommenen Nahrung genau feststellen zu können. Er hat den Mageninhalt sodann in drei Gruppen getheilt, in Steine, Pflanzentheile und thierische Reste, und hat außerdem vier Perioden im Jahre unterschieden, den Winter, die Zeit bis zum Auftreten milchreifer Körner, die Zeit bis zum Auftreten gekeimten Roggens und den Spätherbst. Bezüglich der Steine hat er schon jetzt festgestellt, daß die Aufnahme von Steinen seitens der Krähen eine ganz bedeutende ist. Von besonderem Interesse ist es, daß selbst junge Krähen, die dem Neste noch nicht entflohen waren, schon Steine im Magen hatten, also von ihren Eltern offenbar mit denselben gefüttert worden waren. Im allgemeinen ergab sich, daß etwa der siebente Theil der überhaupt aufgenommenen Nahrung auf Steine entfällt. Die Hälfte der Gesamtnahrung nehmen die Pflanzentheile ein, die jedoch für die Beurtheilung des wirtschaftlichen Werthes der Krähen nicht gleichwerthig sind, da vielfach auch werthlose Pflanzentheile von den Krähen verzehrt werden. Die vielfach gehegte Ansicht, daß die Krähen durch massenhaftes Verzehren gekeimten, beziehungsweise milchreifen Weizens auf die Höhe des Weizenertrages irgend welchen Einfluß ausüben, hat sich nicht bestätigt; nur bei 7,5 pCt. der einen Gruppe der untersuchten Krähen haben sich überhaupt derartige Weizenkörner in den Nahrungsräumen nachweisen lassen. Ähnliches gilt vom ungekeimten Weizen. Dabei hat es noch den Anschein, als ob die Krähen von allen Getreidearten den Weizen bevorzugen, dann dürften Roggen und Gerste und zuletzt Hafer folgen. Auch den sonstigen Kulturgewächsen des Ackerbaues thun die Krähen nur wenig Abbruch, dagegen sind die Krähen, wie bekannt, keine Obstverächter. Außerordentlich leisten die Krähen durch Vertilgung von Mäusen, die 6,8 pCt. der Gesamtnahrung ausmachen, allerdings ist diese ihre Thätigkeit hauptsächlich auf die Jahreszeiten beschränkt, während deren die Felder zum Theil wenigstens lach sind. 13 pCt. der Nahrung bilden Insekten, dieser Prozentsatz vertheilt sich auf die vier Jahresperioden jedoch sehr verschieden, im Winter repräsentiren die Insekten nur 3,3 pCt., in der zweiten Periode dagegen 36,8 pCt., in der dritten 25,6 pCt. und im Spätherbst 8,3 pCt. der Gesamtnahrung. Nur wenn Insekten nicht in ausreichender Menge vorhanden sind, decken die Krähen ihren Bedarf an thierischen Stoffen durch das Verzehren von frischem oder altem Fleisch. An der Tödtung von Thieren beteiligten sich aber von den für diesen Fall in betracht kommenden Gruppen der untersuchten Krähen nur 1,3 pCt., die übrigen begnügten sich mit dem Fleisch von verendeten Wild oder Fleischabfällen. —

— Schwalben in Afrika. Aus Min-el-Ausef, Provinz Oran, Algerien, schreibt ein Fremdenlegionär dem „Bund der Vogelfreunde“: „Entgegen Ihren betäubenden Mittheilungen aus Europa muß ich auf grund mehrjähriger Beobachtungen hervorheben, daß hier in Afrika an und in Häusern, wo früher 40 bis 50 Schwalbennester waren, jetzt die doppelte Zahl wahrzunehmen ist. So zählte ich an einem Hause in Tiaret 1895 254 Nester, von denen 30 unbenutzt waren, 1896 fand ich 367 und in diesem Jahre sogar 511, von denen etwa 45 ältere nicht besiedelt wurden. Häuser mit 100 bis 150 Schwalbennestern sind keine Seltenheit. Daß Plagmangel eintritt, beweist ein Umstand. Früher mieden die Schwalben unsere Soldatenzelte, weil sie doch dem Wüstenwinde ausgesetzt sind und häufig hin und her geschaukelt werden. Dieses Jahr aber wurden wir durch das Erscheinen der Schwalben in unseren Zelten überrascht. Wir befestigten an den Zeltstangen Bretchen, und — siehe da — die Pärchen nisteten sich ein. Placirten wir uns abends in das Zelt, so flogen die zierlichen Thierchen zwischen den Füßen durch. Die in den Zelten brütenden traten ihre Reise sechs bis acht Wochen früher an als die an den Häusern nistenden, welche trotz der kalten Tage noch ansharren. Schneeweiße Schwalben mit wunderschönen rothen Augen (also Albinos) beobachtete ich im ganzen vier, von denen ich eine so weit brachte, daß sie mir aus der Hand fraß. Nach sechs Wochen hatte ich sie todt in meiner Schlafdecke liegen.“ —

Technisches.

— Ives' Chromoskop. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Ein neuer Apparat ist uns kürzlich aus England zugeführt und gezeigt worden, der den Wunsch, nicht bloß die Formen, sondern auch die Farben der Gegenstände photographisch festzuhalten und im Bilde reproduzieren zu können, in einer bisher wirklich noch nicht erreichten Weise erfüllt. Das Prinzip der Farbwiedergabe ist dasselbe, wie es seit längerer Zeit im Dreifarbenbrud geübt wird: Zerlegung des farbigen Eindrucks in drei Grundfarben

durch dreimalige photographische Aufnahme des Gegenstandes durch drei verschiedene, passend gewählte Lichtfilter hindurch, und Wiedervereinigung der drei Bilder, indem sie in den entsprechenden Farben aufeinander projiziert werden. Während aber beim Dreifarbenbrud der Charakter der Druckfarben und des Druckprozesses die Wiedergabe der natürlichen Farben erheblich beeinträchtigt, benutzt der Erfinder Mr. Ives in seinem Apparate transparente Glasphotogramme, die, durch eine rothe, eine grüne und eine blaue Scheibe hindurchgehen und durch Reflexion zu einem Bilde vereinigt, die natürlichen Farben in außerordentlicher Leuchtkraft und Reinheit wiedergeben. Mit diesem Vorzuge vereinigt der Apparat den des körperlichen Sehens; denn er ist als Stereoskop gebaut und jedes Chromogramm besteht aus drei stereoskopischen Aufnahmen. Damit wird nicht bloß der Vortheil der Plastizität der Bilder, sondern für die Farbwiedergabe zugleich der Vortheil des Glanzes, des Farbenschilders und anderer auf dem Sehen mit zwei Augen beruhender Effekte gewonnen. Die Wirkungen dieser Vereinigung von stereoskopischem und farbigem Sehen sind im höchsten Grade überraschend. —

Humoristisches.

— Eine Kopfwäsche. Am 26. September 1759 ließ das Stuttgarter Konsistorium folgenden Erlaß hinausgehen: „An den Pfarrer — in Leonrod. Nun kommt er auch einmal wieder vor das herzogliche Konsistorium, heillosen Tropf, lieberlicher Gesell, Laster, habituirtes Laster, sechsundzwanzigjährig aneinander hängendes Laster, Ignorant von Haus aus, Idiot von jeher, versoffener Zapf, Branntweinloak, Bierlägel, Sündenloak! Das ist nun das letzte Mal, wir sehen uns nimmer. Bei dem geringsten Erzeß ist er ohne Gnade kastirt. Er hat zwar diesmal kastirt werden sollen, das hochpreisliche, geheime Staatskollegium hat aber diesmal noch Gnade vor Recht — versteht er mich? — vor Recht ergehen lassen und befohlen, man soll Ihn noch einmal rechtschaffen puzen, was hiermit geschieht. Jetzt diximus et salvavimus! Stuttgart, geschehen den 26. September 1759. Fromann, Konsistorialrath.“ —

— Passende Farben. Vorsitzender eines Sportklubs: „Es handelt sich jetzt darum, für unseren Klub die Vereinsfarbe zu wählen — ich bitte um Vorschläge!“ — Mitglied: „Ich würde braun und blau empfehlen!“ —

— Sonderbare Folgerung. „Ja Nagl, was thust denn Du da? Ueber was freust Du Dich denn gar a so?“ — Nagl: „Weil sie sich a'forchten haben vor mir — 'n aus a' schmissen haben s' mich!“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In Pasiekka verlor ein Steinbrucharbeiter während der Arbeit plötzlich die Sprache. Das Gehör ist gut erhalten. Die Aerzte vermuthen in der außerordentlich seltenen Erscheinung eine Störung des kleinen Gehirns. —

— In Breslau wurde vor einigen Tagen an einer Trödlers Wittve ein Raubmord verübt. Jetzt wurde der Sohn der Wittve als der That verdächtig in Haft genommen. —

— In Neuh ist die Frau eines Bahnwärters lebendig verbrannt. Sie kam in der Küche dem Herdfeuer zu nahe, und ihre Kleider fingen Feuer. —

— In Stuttgart ist am Sonnabend früh das große Garnison-Lazareth in der Rothebühlstraße vollständig niedergebrannt. Die Kranken konnten sämmtlich rechtzeitig gerettet werden. —

— Das Ausreißen von Edelweiss mit den Wurzeln und den Verkauf derartiger Pflanzen will ein im steierischen Landtag vom Landesauschuß eingebrachter Antrag verbieten. —

— Die Zahl der in der Schweiz praktizirenden Aerztinnen beträgt zur Zeit im ganzen 24. Davon sind die meisten, nämlich 10, in Zürich; Genf zählt 4, Lausanne 2, Basel ebenfalls 2 Aerztinnen; in Bern, St. Gallen, Winterthur, Baden, Schinznach und Samaden domizilirt je eine Aerztin. —

— In Brüssel ist der Botaniker Jean Linden gestorben. Er hat eine ganze Anzahl bis dahin unbekannter Pflanzen, darunter die Cattleya, nach Europa gebracht. —

— In Rom ist Giovanni Lombardo, der Nestor der italienischen „Sizredakteure“, gestorben. Er zeichnete seit 51 Jahren als verantwortlicher Redakteur der „Opinione“. —

— Wegen völliger Trunkenheit der Braut konnte in Orzechowo bei Marzampol (Rußland) am letzten Sonntag die Hochzeit des Krugwirths P. mit einer Besizerstochter nicht stattfinden. Des „Wuttk“ voll, zerriß die Schöne kurz vor der Trauung ihren Schleier und sank ihrer Schwiegermutter zu Füßen, wo sie sofort einschlieff. Der Bräutigam, der allerdings auch nicht mehr der Nüchternste war, prügelte seine künftige bessere Hälfte mit dem Randschu durch. —

— Das Kriegsbureau der Vereinigten Staaten hat den Bau eines Riesengeschützes für Küstenverteidigungszwecke verfügt, welches ein Gewicht von 126 Tonnen, ein Geschossgewicht von 2350 Pfund, eine Pulverladung von 1000 Pfund und eine Tragweite von 16 englischen Meilen erhalten soll. Ein Schuß aus diesem Geschütz wird auf rund 8000 Mark zu stehen kommen. —